

Eine Sonderstellung unter den Coburger Jugendstilhäusern nimmt auch der Bau Kanalstraße 10 ein, der ebenfalls noch nicht erwähnt wurde, der aber neben dem Haus Alexandrinienstraße 4 als das wichtigste Jugendstilgebäude Coburgs angesehen werden muß. Es wurde 1905 von August Berger als Atelier für den Coburger Theatermaler Lütkemeyer errichtet. Ein auch in seiner inneren baulichen Konzeption – und das bedeutet hier den Sonderfall – bewußt auf sinnvolle Zweckmäßigkeit abgestimmtes Jugendstilhaus.

Über die gezielt projektierte Raumeinteilung des Atelierbaues schreibt Lütkemeyer in einem Brief an den Magistrat der Stadt Coburg vom 4. Januar 1905: „Bezüglich des von mir geplanten Neubaues in der Kanalstraße erlaube ich mir, Ihnen ergebenst mitzuteilen, daß mein gesamtes Atelierpersonal einschließlich Schüler und Saalgehilfen aus 24 Personen besteht. Nach Fertigstellung des Neubaues werden sich diese derart verteilen, daß auf den dann vorhandenen 8 Sälen durchschnittlich 3 Personen beschäftigt wären“.

Die Reliefs an der Hausfassade entstanden z. T. nach Entwürfen von Lütkemeyer. Sie wurden ausgeführt von den Steinmetzen des Baugeschäfts August Berger.

Carlheinz Gräter

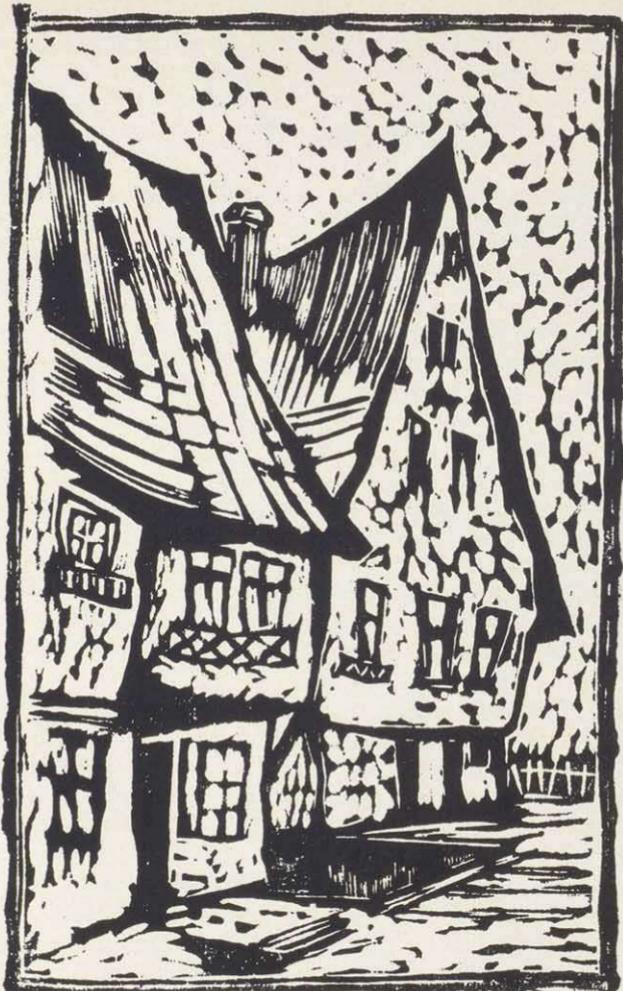
Tauberbischofsheim

Tauberbischofsheim hat es schwer, sich neben dem Charme und der Noblesse anderer Städte im Taubergrund zu behaupten. Trotzdem grollte der Freiburger Konservator Josef Sauer: „Tauberbischofsheim könnte heute ein zweites Rothenburg sein, wenn die letzten 120 Jahre in seiner Geschichte fehlten“.

Der Kunsthistoriker spielt damit auf die 20 Türme an, die sich bis zum Beginn des vorigen Jahrhunderts im Wasser des Wallgrabens spiegelten. Von dieser schimmernden Wehr ist hinterm kurmainzischen Schloß nur ein Turmstumpf geblieben, hohl wie ein alter Backenzahn, dazu ein paar Meter Mauerwerk und ein Rest des Wehrganges. Geblieben ist aber auch der Umriß der Altstadt, dieses Eirund, das nach Friedrich Alfred Schmid Noerr an seiner Brücke hängt wie die Birne am Stiel. Und geblieben ist, trotz der wuchernden Siedlungen ringsum, die Landschaft dieses Talstücks. Ihr hängt das etwas einfältige Markenzeichen „Liebliches Taubertal“ wie das gefällige Siegel einer hintergründigen Urkunde an.

Das Bild von der Birne und ihrem Brückenstiel verführt dazu, nach dem Kerngehäuse der steinernen Frucht zu suchen. Ist es der Marktplatz, der sich etwas parvenuhaft ausnimmt, Kahlschlag im Wildwuchs der Altstadt-Türkei? Ist es das Schloß? Oder die Stadtkirche St. Martin?

Nirgendwo im Taubertal hat der Emanzipationsprozeß einer Kleinstadt einen solchen Verlust an baulicher Substanz gekostet wie hier. Vor ein paar Jahren noch hat man den frischrestaurierten Riedernhof abgerissen, der bis dahin als Landratsamt gedient hatte, ein lebenstüchtiger Bau der Renaissance mit Rokoko-Interieur. Abgerissen wurde das alte Rathaus, dem ein protziger Bau



Dagobert Ehe

Die „Schnorrsmühle“ war eine der zwei Mühlen, die Tauberbischofsheim einstmais innerhalb des Mauer- ringes besaß. Vor einigen Jahren wurde sie wegen Baufälligkeit abgebrochen.

im trockenen Stil der Reichspostgotik folgte. Abgerissen wurde vor 60 Jahren die gotische St. Martinskirche. Abgerissen, abgerissen, abgerissen. Ein Zufall? Oder das letzte Glied einer psychologischen Kausalkette?

In Tauberbischofsheim fehlte die verpflichtende Vertrautheit mit dem Über- kommenen. Das zeigt auch die Geschichte der Bischofsheimer Tafel Grünewalds, die heute in der Staatlichen Gemäldegalerie in Karlsruhe hängt. Die

bitteren Lektionen der Geschichte mögen daran schuld sein, voran der Bauernkrieg. Er hat die Stadt um die Selbstverwaltung gebracht; dieser politische Rückschlag hat auch die wirtschaftende Initiative gehemmt. Die hohe Zeit des Weinbarock blieb da ein Intermezzo. Mainz war weit und kümmerte sich nicht viel um diesen östlichsten Zipfel seines violetten Territoriums.

An dieser Schmollwinkel-Mentalität der Tauberbischofsheimer änderte sich auch nichts, als die Stadt samt Umland zum Großherzogtum Baden geschlagen wurde. Im Gegenteil. Hinterland hieß es achselzuckend, wenn am Oberrhein das Gespräch auf die fränkischen Landesteile Taubergrund, Odenwald und Bauland geriet. Hinzu kam die Spannung zwischen dem frommen Madonnenländle und der liberalen, aber bürokratisch oft schroff rationalen Regierung in Karlsruhe. Tauberbischofsheim zählte noch im Jahr 1875 mehr Israeliten als Protestanten; es war 1848 auch ein Stück Revolution, daß erstmals ein Protestant Bürgerrecht erwarb.

Während sich beispielsweise die Mergentheimer heute noch mit Pietät ihrer Deutschordensherrschaft erinnern und das schwarze Ordenskreuz vertraulich in Ehren halten, spielt das silberspeichige Mainzer Rad hier keine Rolle im Bewußtsein der Bürger. Es ist ein heraldisches Zitat der Vergangenheit, nicht mehr. Im Niemandsland zwischen dem fernen Mainz und dem fremden Karlsruhe gedieh jener Emanzipationsprozeß, der sich der geschichtlichen Tracht wie eines außer Mode geratenen Rockes entledigte.

Trotz allen abbruchwütigen Fortschrittseifers hat sich die Stadt ein paar charaktervolle Plätze bewahrt. Auch an kunstgeschichtlichen Blickfängen fehlt es nicht, von einer zerbrechlichen Wurzel Jesse-Schnitzerei der Riemenschneider-Schule bis zum Barockpalais einer reichen Weinhändlerdynastie. Der stillste und schönste Fleck ist der alte Friedhof um die Peterskapelle.

Eine Mauer legt eine Bannmeile um diesen Ort. Der vom Wetter geschwärzte Dachreiterhahn schaut auf eine im Ursprung romanische, 1584 zum letztenmal umgebaute Kapelle. Umwachsen von einer knorriegen Hainbuche und einem dicken Rosenstrauch rosten zwei eiserne Grenzsäulen auf dem Rasen. „Großherzogtum Baden“ steht auf der Säule mit dem bekrönten Wappen, „Republik Baden“ auf der Säule mit dem ungekrönten Schild. Die Geschichte hat die beiden aufrechten Grenzer in Pension geschickt. Es gibt kein Großherzogtum und keine gelbrote Republik mehr zu repräsentieren. Schrott der Historie sind die beiden. Wielange noch, dann haben Hainbuche und Heckenrose sie in grüner Umarmung den Blicken entrückt.

Zwischen der Hauptstraße und dem Ring des mittelalterlichen Wallovals liegen die Gassenquartiere der Altstadt. Hugo Pahl, ein Träumer und Schaffer, hat den Expressionismus der Spitzgiebel eigenwillig in Holz geschnitten. Aber auch unter den Marktplatzhäusern fehlt es nicht an Originalen. So etwa das schieferblättrige Haus, das wie ein sonngeblendeter Kauz ins Licht blinzelt. Über dem Zungenblecker der Tür hängt hier ein bebrillter steinerner Fratzenkopf. Unter den Kragsteinen fällt ein flott gehauener Türke auf. In diesem Haus wuchs Georg Michael de La Roche, der berühmte Staatsmann der Aufklärung, als angeblicher Sohn des Wundarztes Johann Adam Franck



August La Roche

Aus der „Bischheimer Dörgei“.

Ein Altstadtviertel, in dem die kleinen, spitzgiebeligen Häuslein mit den verwaschenen Farben und eingesunkenen Firstlinien höchst malerisch zu-, neben- und übereinandergeschachtelt sind.

auf. Im Gegensatz zu dem Liederkomponisten Richard Trunk, dem die Männerchöre tauberauf, tauberab ergeben sind, wartet La Roche, Großvater des genialen Geschwisterpaars Clemens und Bettina Brentano, noch auf seine Gedenktafel.

Wilhelm Weigand hat in seinem Roman „Die Frankenthaler“ ein ironisch übergänztes Porträt des ackerbürgerlichen Weinstädtchens entworfen, das bis